

(Nachdruck verboten.)

87

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexö.

„Neuer Mann?“ fragte er endlich. „Das ist Piepmanns Gehilfe“, antwortete der Lagerist lächelnd. „Ach so, Piepmann! der versteht sich auf die Kunst! Sie machen die Arbeit, und er nimmt das Geld und vertrinkt es, nicht?“ Der Hof-Schuhmacher lächelte köstlich.

Belle wurde rot. „Ich möchte am liebsten so bald wie möglich selbständig werden“, sagte er.

„Na ja, Sie können ja mit dem Lageristen sprechen; aber Fachverein gibt es hier nicht, vergessen Sie das nicht! Für die Leute haben wir keine Verwendung.“

Belle biß die Lippen zusammen und schob schweigend das Tuch in die Brust hinein; er hatte verschiedenen Anforderungen widerstanden. Schnell ging er nach der Köbmagerstraße hinauf und bog vom Kohlenmarkt in die Hausenstraße ein, wo, wie er wußte, der Vorsitzende des hinkrankelnden Fachvereins wohnte. In einem der dunklen Keller wohnte ein kleiner Flickschuster, dort mußte es sein, und Belle stieg die Treppe hinab. Er begriff nicht, daß der Vorsitzende des Vereins eine so jammervolle Wohnstätte haben konnte.

Unter dem Fenster saß ein hohlwangiger Mann über den Tisch gebeugt, im Begriff einen neuen Mand an einen ausgetretenen Schuh zu nähen; er hatte die Beine der Vorübergehenden gerade über seinem Kopf. Im Sintergrund der Stube stand eine Frau und kochte etwas im Ofen; sie hatte ein kleines Kind auf dem Arm, zwei Größere lagen an der Erde und spielten mit ein paar Leisten. Es war schrecklich heiß und drückend.

„Guten Tag, Kamerad!“ sagte Belle. „Kann ich Mitglied des Fachvereins werden?“

Der Mann sah verwundert auf! Etwas wie ein Lächeln huschte über sein trauriges Gesicht. „Kannst Du Dir das erlauben?“ fragte er langsam. „Es kann Dir ein teures Vergnügen werden. Für wen arbeitest Du, wenn ich fragen darf?“

„Für Meyer in der Köbmagerstraße.“

„Dann wirst Du aufs Pflaster geworfen, und zwar so bald er es zu wissen kriegt!“

„Das weiß ich wohl; aber ich will doch in den Verein eintreten. Er soll nicht darüber bestimmen, was ich darf und was ich nicht darf, und mit ihm wollen wir schon einmal abrechnen.“

„Das hab' ich auch gedacht. Aber wir sind zu wenige. Sie werden wieder aus dem Fachverein hinausgehungen, sobald sie eingetreten sind.“

„Wir müssen sehen, daß wir ein paar mehr werden“, sagte Belle mutig, „und dann eines schönen Tages machen wir ihm die Bude zu.“

Es kam Leben in den müden Blick des Vorsitzenden. „Ja, zum Teufel auch, wenn wir ihm die Bude zumachen könnten“, rief er und schüttelte die geballte Hand in der Luft. „Er trampelt auf allen herum, die ihm das Gold zusammenscharren; es ist keine Schuld, daß ich jetzt hier sitze und auf Flickarbeit angewiesen bin, und er hält das ganze Fach elend nieder. Ach, solch eine Rache, Kamerad!“ Das Blut schob ihm in die hohlen Wangen, so daß sie brannten, und dann befiel ihm der Husten.

„Peteresen!“ sagte die Frau ängstlich, und hielt ihm den Rücken. „Peteresen“, sie seufzte und schüttelte den Kopf, während sie ihm half, sich durch den Husten hindurchzukämpfen. „Wenn die Rede auf den Hof-Schuhmacher kommt, dann wird Peteresen immer ganz wie besessen“, sagte sie, als er es überstanden hatte. „Er weiß wirklich nicht, was er tut. Nein, wenn man jeder so flug sein wollte wie Meyer und sich bloß um seinen eigenen Kram kümmern, dann säßen gewisse Leute nun auch da mit einer guten Gesundheit und gutem Verdienst!“

„Halt den Mund!“ sagte Peteresen bestimmt. „Du bist ein Frauenzimmer und hast keinen Verstand von den Sachen.“ Und dann ging sie wieder an ihren Ofen zurück.

Er füllte ein Papier aus und Belle unterschrieb seinen Namen und bezahlte den Mitgliedsbeitrag für eine Woche. „Und nun mußt Du sehen, daß Du so bald als möglich von dem Blutsauger wegkommst!“ jagte Peteresen ernsthaft. „Ein ehrlicher Arbeiter darf solche Sache nicht stützen!“

„Ich war ja dazu gezwungen“, sagte Belle. „Ich hatte von Hause aus nichts gelernt. Aber jetzt ist das vorbei.“

„Gut, Kamerad! Da hast Du meinen Handschlag auf gute Hilfe! Wir müssen wieder für die Sache arbeiten, vielleicht gelingt es uns dann doch; Du hast mir meinen Humor wiedergegeben, will ich Dir nur sagen! Und dann überrede nur so viele, wie Du kannst, und versäume auch die Versammlungen nicht, sie werden in dem „Arbeiter“ angekündigt. Er schüttelte eifrig Belles Hand. Belle machte schnell einen Spaziergang nach der Nordbrücke hinaus. Er hatte seinen Gefühlen Luft gemacht und war in bester Laune.

Es war um die Zeit, da die Arbeiter heimkehrten; in Scharen und einzeln kamen sie dahergetraut, vornübergebeugt und zögernd, ein wenig schlackernd in ihren Bewegungen nach der Mühe des Tages. Es war eine ganze Welt hier draußen, weit verschieden von der „Arche“. Die Häuser waren neu und regelrecht nach Lot und Lineal gebaut; die Männer gingen ihren vorgeschriebenen Weg, man konnte einem jeden ansehen, was er war.

Hier draußen hatten der Sozialismus und die neuen Anschauungen ihr Revier; Belle schlenderte oft nach Feierabend hier hinaus, um einen kleinen Einblick in dies alles zu gewinnen; was es war, wußte er nicht, und hatte auch nicht gewagt, sich da hineinzustürzen, fremd, wie er sich hier noch fühlte; aber es übte eine lodende Macht auf ihn aus. Heute aber vergaß er, daß er hier ein Fremder war, er ließ sich von dem langen taftfesten Tritt mit forttreiben, der über die Brücke und nach der Nordbrückenstraße führte. Nun war er selbst Fachvereinsmitglied, er war wie jeder von den andern und konnte geradeswegs hingehen, zu wem er wollte, und ihm einen Handschlag geben. Es lag ein eigenartig kräftiger Appell in dem Gang dieser Leute, als seien sie Soldaten. Unwillkürlich glitt er in den Tritt über und fühlte sich stärker dadurch, getragen von der Gemeinschaft.

Ihm war feierlich froh zu Mute, wie an seinem Geburtstag, und er hatte ein Gefühl, als wenn er irgend etwas ausüben müsse. Die Wirtschaften standen offen, und die Arbeiter gingen in kleinen Haufen da hinein. Aber er hatte keine Lust, dort zu sitzen und Spiritus in sich zu füllen. Das konnte man ja tun, wenn das Ganze vor die Hunde gegangen war.

Vor einem Konditorfenster stellte er sich hin, eifrig damit beschäftigt, die Kuchen miteinander zu vergleichen. Da hinein wollte er gehen und zur Feier des Tages für fünfundzwanzig Pfennig verschmachten. Aber erst mußte das Ganze ordentlich planmäßig zurechtgelegt werden, damit man hinterher nicht enttäuscht war. Es sollte etwas sein, was er noch nie gegessen hatte, natürlich, und das war gerade das Schwierige. Viele Kuchen waren inwendig hohl, und der Schmans sollte ja auch als Abendmahlzeit dienen.

Es war nicht so ganz leicht, und gerade als Belle im Begriff war, die Schwierigkeiten zu überwinden, wurde er durch einen Schlag auf die Schulter aus dem Ganzen herausgerissen. Hinter ihm stand Worten und lachte mit seinem guten Lächeln, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen. Belle schämte sich und konnte kein Wort hervorbringen. Seinem einzigen Freund war er treulos geworden; dafür Rechenenschaft abzulegen, das würde ihm wohl nicht so leicht werden. Aber Worten machte sich nichts aus allen Erklärungen und schüttelte nur Belles Hand. Sein bleiches Antlitz leuchtete vor Freude. Es lag noch immer dieser Schimmer von Leiden darüber, der so sehr zu Herzen ging, und Belle mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

„Nein, daß wir uns hier treffen müssen!“ rief er und lachte gutmütig. Worten arbeitete bei dem Konditor und war ausgeheilen, jetzt wollte er hier hinauf und ausschlafen für die Nacharbeit. „Aber komm nur mit hinauf, eine halbe Stunde können wir immer noch sitzen und schwagen, und Du sollst auch einen Kuchen haben.“ Er war noch ganz derselbe wie in der alten Zeit.

Sie gingen durch den Torweg, die Hintertreppe hinauf; Morten ging in den Laden und kam mit fünf Napoleonschnitten wieder hinüber. „Hier kannst Du sehen, daß ich Deinen Geschmack kenne,“ sagte er lachend.

Mortens Zimmer lag ganz oben unter dem Dach und war eine Art Turmstube mit Fenstern nach beiden Seiten. Man sah über die endlosen Dachmassen hinweg, die in Reihen hintereinander dalagen, wie die Mistbeete in einer ungeheuren Gärtnerei. Aus den unzähligen Röhren und Schornsteinen stieg ein wenig dünner, blauer Rauch auf und legte sich dämpfend über alles. Ganz unten im Süden lag der Kalbsbudenstrand und weiterhin nach Westen hob sich der Frederiksberger Hügel mit dem Schloß aus dem Nebel empor. Auf der anderen Seite lagen die Gemeindcanger, und draußen, hinter den Schornsteinen der Kalkbrennerei, schimmerte der Sund mit seinen vielen Segeln. „Das ist doch eine Aussicht, wie?“ fragte Morten stolz.

(Fortsetzung folgt.)

Seelenkämpfe.

Von Maxim Gorki. Uebersetzt von A. Stein.

Es ist Frühling. Hell glänzt die Sonne. Alle Leute sind fröhlich, und selbst die Fensterscheiben an den alten steinernen Häusern lächeln milde.

Durch die Straßen des Städtchens wogt eine bunte, feiertäglich gekleidete Menge. Die ganze Stadt ist auf den Beinen — Arbeiter, Soldaten, Bürger, Priester, Beamte, Fischer. Alle fühlen den Frühling im Blute, sprechen laut, lachen, scherzen und singen. Wie ein großer gesunder Körper sind alle mit Lebensfreude erfüllt.

Die bunten Schirme, die Hüte der Frauen, die roten und blauen Luftballons der Kinder sehen wunderbaren Blüten ähnlich. Und wie funkelnde Edelsteine an dem primitivsten Gewand eines sogenannten Königs glänzen überall lachend und frohlockend die Gesichter der Kinder, der fröhlichen Herrscher der Welt.

Das blaßgrüne Laub an den Bäumen hat sich noch nicht entfaltet und saugt, in Knospen zusammengerollt, gierig die warmen Strahlen der Sonne ein. In der Ferne spielt Musik und lockt heran.

Man hat den Eindruck, als hätten die Menschen alles Schlimme überstanden, und als wäre gestern der letzte Tag eines schweren, niederdrückenden, zum Elend gewordenen Lebens gewesen. Heute aber sind alle wie Kinder mit klaren Gesichtern erwacht, mit fester, froher Zuversicht und dem Glauben an sich, an die Unbesiegbare ihres Willens, vor dem sich alles beugen muß. Und so gehen sie nun vereinten, sicheren Schrittes der Zukunft entgegen.

Sonderbar war es hierbei, niederdrückend und verstimmend, in diesem lebendigen Gewimmel froher Menschen ein trauriges Antlitz zu sehen. Am Arme eines jungen Weibes ging ein hoher, kräftiger Mann vorüber, sicherlich nicht älter als dreißig, aber mit völlig ergraumtem Haar. Er hielt den Hut in der Hand, sein runder Kopf glänzte silbern, das hagere, gesunde Gesicht war ruhig und mit ewiger Trauer überschattet. Die großen, traurigen, halbgeschlossenen Augen blickten so, wie nur die Augen eines Menschen in die Welt sehen können, der einen tiefen Schmerz in sich trägt und ihn nie zu vergessen vermag.

Sieh' Dir dieses Paar und namentlich den Mann aufmerksam an — sagte mein Gefährte. — Er hat eines jener Dramen überstanden, die sich in den Arbeiterkreisen Norditaliens immer häufiger abzuspielen pflegen.

Und der Genosse erzählte mir:

Dieser Mann ist Sozialist, Redakteur des hiesigen Arbeiterblättchens, früherer Stubenmaler. Eine jener Naturen, deren Wissen zum Glauben wird, und deren Glauben den Wissensdurst noch stärker entzückt. Ein heftiger, kluger Feind der Merkale — sehen Sie bloß, mit welchen haßerfüllten Blicken die schwarzen Kuttenträger seine Gestalt verfolgen.

Vor etwa fünf Jahren, als er sich mit der sozialistischen Propaganda beschäftigte, traf er in einem seiner Zirkel ein Mädchen, das sofort seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Hier haben die Frauen zu sehr gelernt, stumm und unerschütterlich zu glauben. Jahrhundertlang haben die Priester diese Fähigkeit in ihnen entwickelt und zwar mit vollem Erfolg. Jemand hat richtig bemerkt, daß die katholische Kirche auf der Brust des Weibes ausgerichtet ist. Der Madonnenkultus ist nicht nur heidnisch schön, sondern vor allen Dingen — klug. Die Madonna ist einfacher, menschlicher als Christus; sie steht dem Herzen näher, enthält keine Widersprüche, droht nicht mit der Hölle. Sie ist ganz Liebe, Mitleid und Vergeltung und vermag mit Leichtigkeit das Frauenherz für das ganze Leben an sich zu fesseln.

Nun, er sah das Mädchen, das zu reden und zu fragen verstand, und stets spürte er in ihren Fragen, neben einem naiven Staunen vor seinen Ideen, ein unerbittliches Mißtrauen gegen ihn, ja oft sogar Furcht und Abscheu vor seinen Worten. Ein sozialistischer Propagandist in Italien muß oft und viel über die Religion sprechen

und scharfe Worte über den Papst und die Priester gebrauchen. Aber jedesmal, wenn er diesen Gegenstand berührte, sah er in den Augen des Mädchens Haß und Verachtung gegen ihn, und wenn sie etwas fragte, klangen ihre Worte feindselig und die weiche Stimme war mit Gift getränkt. Es war klar, daß sie mit der antizözialistischen Literatur der Katholiken vertraut war, und daß sie in diesem Zirkel kein geringeres Vertrauen genoß als er selber.

Hier in Italien behandelt man die Frauen bedeutend einfacher und roher als in Rußland, und bis zur letzten Zeit haben die Italienerinnen in der Tat viel Anlaß dazu gegeben. Da sie für nichts außer der Kirche Interesse hatten, standen sie im besten Falle der Kulturarbeit der Männer fremd gegenüber und ergriffen ihre Bedeutung nicht.

Seine männliche Eigenliebe war verletzt, sein Ruf eines geübten Propagandisten litt unter den Zusammenstößen mit dem Mädchen. Er wurde böse, ärgerlich und griff sie mehrfach mit Erfolg an. Sie zahlte ihm aber mit derselben Münze heim und zwang ihn, da sie gegen seinen Willen seine Achtung erweckte, sich mit besonderer Sorgfalt für die Vorträge in seinem Zirkel vorzubereiten.

Neben dem allem sah er stets, wenn er von der schmachtvollen Gegenwart, von der Bedrückung des Menschen und der Verunstaltung seines Körpers und seiner Seele sprach, stets wenn er die Bilder des zukünftigen Lebens, in dem der Mensch äußerlich und innerlich frei sein würde, vor seinen Zuhörern entrollte, ein ganz verändertes Gesicht vor sich. Sie lauschte seinen Worten mit dem Horn des kraftvollen, klugen Weibes, denn die Last des Lebens wohl bekannt war, und mit der vertrauensvollen Gier des Kindes, das ein herrliches Märchen vernimmt, das verwandte Töne in seiner gleichfalls herrlichen, komplizierten Seele anschlägt.

Das weckte in ihm das Vorgefühl des Sieges über den starken Feind, der ein prächtiger Gefährte, ein tapferer Kämpfer für die Zukunft sein konnte.

Fast ein Jahr währte dieser Zweikampf, ohne daß einer von ihnen den Wunsch verspürt hätte, einander näher zu treten und den Kampf von Auge zu Auge fortzuführen, bis er endlich als erster zu ihr herantrat:

Fräulein, Sie sind meine ständige Opponentin. Finden Sie nicht, daß es im Interesse der Sache besser sein würde, wenn wir uns näher kennen lernten?

Sie willigte gerne ein und fast nach den ersten Worten entbrannte schon der Kampf zwischen ihnen. Das Mädchen verteidigte mit der größten Hestigkeit die Kirche als den einzigen Hort, wo der müde, gemarterte Mensch seelisch ausruhen könnte, und wo alle, unabhängig von ihrem Neuzeren, vor dem Ansig der Madonna gleich wert und gleich elend wären. Er entgegnete darauf, daß die Menschen nicht ausruhen, sondern kämpfen müßten, daß die bürgerliche Gleichheit undenkbar sei ohne Gleichheit der materiellen Güter, und daß sich hinter der Madonna alle die verborgen, in deren Interesse es liege, daß die Menschen in ihrer Dummheit und Unwissenheit verharren.

Diese Auseinandersetzungen füllten seitdem ihr ganzes Leben aus. Bei jeder Zusammenkunft wurde dieser endlose, leidenschaftliche Streit fortgesetzt, und mit jedem Tage trat die schroffe Unversöhnlichkeit ihrer Anschauungen deutlicher hervor.

Für ihn war das Leben ein Kampf um die Ausbreitung des Wissens, um den Sieg über die Naturkräfte, ein Kampf um die Unterjochung der geheimnisvollen Kräfte der Natur unter den Willen der Menschen. Alle Menschen müßten in gleicher Weise gerüstet sein für diesen Kampf, dessen Endziel die Freiheit und der Sieg der Vernunft war, der Sieg jener einzigen, mächtigsten Kraft, die bewußt im Weltall wirkte. Für sie dagegen bestand das Leben in der langsamen, qualvollen Opferung des Menschen, in der Unterordnung der Vernunft unter jenen geheimnisvollen Willen, dessen Befehle und Ziele nur dem Priester bekannt waren.

Betroffen fragte er sie:

Weshalb besuchen Sie denn meine Vorträge? Was erwarten Sie vom Sozialismus?

Ich weiß — entgegnete sie traurig — daß ich sündige und mir selber widerspreche. Es ist aber so schön, Ihnen zuzuhören und von der Möglichkeit des allgemeinen Glückes aller Menschen zu träumen.

(Schluß folgt.)

Neue Erzählliteratur.

Sigbjörn Obstfelder: Das Kreuz, eine Liebesgeschichte. (Erich Reiss, Berlin-Westend). Es sind Klammern in diesem Buch, aber sie glänzen wie hinter Nebeln. Diese Nebel sind Tränen, Tränenschleier, denn über der Liebe, die der Liebende hier erzählend schildert, wie in rudweisen Ausbrüchen einer todeswunden Erinnerung, lag das Kreuz. Ein Schmerzenskreuz, an dem eine Liebe, bestimmt schön und groß und ewig zu werden, verblutet. Alltägliches begibt sich zwischen zwei Menschen; er sieht sie, lernt sie kennen, paradiesische Stunden verbringen sie, aber der Dritte steht dazwischen. Dieser Dritte hat magische Gewalt über das Mädchen, sie geht zu ihm, willenlos, gleichsam getrieben, und liebt doch einzig den anderen, den Einen.

Und der Eine, von Zweifeln und Schmerz zernagt, quält die Geliebte mit seiner Eifersucht und seiner zweifelnden Liebe, so daß das Fazit seines Lebens ist: „Du hast sie zu Tode gequält.“ Was diese schlichte Geschichte anziehend macht und sie über den Durchschnitt erhebt, ist dieses Motiv der unbewußten Qual, die ein Mensch dem anderen bereitet, den er liebt und dem er, wie von Dämonen gepeitscht, Wunde auf Wunde zufügt. Diese Missethätigkeit der Liebe, die, wenn sie am größten, am schmerzlichsten ist, springt hier aus den Gedanken und Erinnerungen hervor. Ewiges Menschenleid, das sich neidisch in Menschenglück drängt und die Tragik schafft, wird hier berührt. Zwar nicht tiefer bohrend, gleichsam nur mit halbem Bort, und doch wird es fühlbar, weil der Autor in einer ebenso fühlbaren Echtheit des Empfindens alles Ueberflüssige, alles Phrasenhafte, allen „literarischen“ Schmud beiseite läßt. So entsteht auch ein schlichter Stil, der in seiner Einfachheit und Innigkeit an die warme, träumerische, weiche Art Bernhard Kellermanns erinnert, als er die Liebesgeschichte Ingeborgs aus seiner Seele holte.

Clarice Tartufari: Das Wunder, ein modernistischer Roman (Julius Hoffmann, Stuttgart). Es gibt eine ganze Anzahl Romane, die sich mit der Vorführung eines dem Priesterstande Geweihten befassen, die Qualen eines Abtrünnigen schildern, den Kampf zwischen Dogma und Erkenntnis. Auch das vorliegende Buch hat im Mittelpunkt einen jungen Menschen, der von seiner frommen Mutter der Kirche angeboten, dessen Leben auf klösterliche Bahnen getrieben wurde und der sich unter Leiden, Selbsteinigung und Verdammnis zum freien Menschen siegreich durchrang. Aber mit dieser „Handlung“ allein wäre das Buch nur eines mehr in der Reihe der vielen. Wichtiger wird dieser Roman — dessen Deutsch übrigens von Fremdwörtern wimmelt — erst durch das „Wunder“, das an Nonna Banna geschieht, der Mutter Ermannos, des unfehligen Heiligen. Diese madonnenhafte Standesdame, mit der Bigotterie ihrer italienischen Heimat getrimpt, die jeden Drang nach Leben und Liebe mit Weichte und Hingabe an Gott bezahlte, und so im Fanatismus eines starren, unbuldsamen Dogmenglaubens glücklos wurde — wie den Geliebten verlor sie auch das Herz des Sohnes in dieser Untertwerfung — diese Repräsentantin einer ganzen Klasse von Frauen wird am Beispiel ihres Sohnes wacherüttelt. Ihr Herz, das ein Leben lang voll von Gott war, findet diesen Gott in der Kapelle der Madonna nicht mehr. Sie erkennt plötzlich, wie leer die Welt, wie leer das Leben, wenn in dieser Welt und in diesem Leben etwas fehlt, das tiefer und schöner und beseligender ist als die Segnungen des Priesters. Sie findet keinen Trost mehr im Gebet, das ihr immer nur das gierige Verlangen nach Glück gewesen ist. Clarice Tartufari hat in der bigotten Nonna Banna, die trotz ihrer glühenden Sinne und trotz eines Liebesabenteuers nicht gesund und natürlich zu fühlen vermag, ob sie Gottes warnenden Finger immer über sich fühlt, einen Typus gezeichnet, der uns in seiner Plastik mehr imponiert, als ihre „modernistische Kühnheit“. Die mag für italienische Verhältnisse vielleicht aufregend sein, für deutsche aber ist sie eine längst erkannte Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Gleich sein in der Charakteristik ist die Gestalt des ganz unmetaphysischen Deutschen, der die Gelegenheit ergreift, wo sie sich ihm bietet und bei seinem Glück Gott aus dem Spiel läßt. Das Buch macht mit dem „römischen Geist“ Italiens, wie mit seinem Boccaccio-geist in anschaulicher Schilderung bekannt und mit dem Nachdenklichen paart sich das Unterhaltende.

Ludwig Thoma: Der Wittiber, Roman (Albert Langen, München). Was man unter Roman versteht im landläufigen Sinne, nämlich eine kunstvoll aufgebaute Geschichte mit verwickelter Handlung, Helden, Intriganten und eine Fülle farbiger Episodenfiguren — das ist der neue Thoma allerdings nicht. Aber trotz jenes überhaupst einen geschwollenen Titel bei einer so ungeschminkt gesunden, gradlinigen, freuzeheligen und rund heraus großartigen Erzählung, die mit der bekannten beherrschten Meisterhaft des bayerischen Bauernschillersers Thoma Menschentum in vollkommener Eigenart bis in die letzten Folten der großschätlichen, verklärten, raffigierigen Bauernseele enthält und so zum Glück mehr der Volkshunde wie der Literatur dient. Mit noch größerer Vollendung im Sprachlichen und wirkungsfähiger Einfachheit in allem Technischen wie in dem früheren Gegenbild zum Wittiber: „Die Hochzeit“, zeigt der Autor hier, wie nahe beieinander Gut und Böse in der bisher so oft schöngesährten Bauernseele liegt, wie selbstverständlich und naturnotwendig ihr Handeln, ihr Denken, ihr Schicksal sich ergibt aus den Lebensverhältnissen, aus den Arbeits- und Erwerbsbedingungen, aus Lust und Boden, aus Sitte, Gewohnheit, Vererbung. Eine Variante zu der ewigen Melodie: Väter und Söhne ist der Wittiber. Dem Schornaherbauern zu Kalbach bei Dachau ist seine Bäuerin gestorben, den fünfzigjährigen zwingt der Raub und das Gefühl ungetwohnter Verlassenheit zur herben Wagg in die Kommer. Dieser „Dummheit“ erwächst der Unfriede im Haus, die Wut des Sohnes gegen Vater und Wagg. Und mit unwiderstehlicher Gewalt wächst dieser Quell des Unfriedens zum vernichtenden Strome leidenschaftlichen Hasses an, bis der Sohn zum Mörder an der Wagg wird. „Das Aufwachen des Sebastian Glas zum Schornaher in Kalbach ist im Herbst desselben Jahres zertrümmert worden, nachdem sein Sohn Lorenz zur schwersten Zuchthausstrafe verurteilt worden war. Der Vater bewohnt in Dachau ein kleines Haus und ist durch starkes Trinken in seiner Gesundheit sehr zurückgekommen.“ So schließt Thoma in seiner eindringlich knappen Art eine Alltags-tragödie aus dem Bauerntum seiner Heimat. Er gab uns damit

ein Buch, in dem Wahrheit, Natur und Zurechtlosigkeit regieren und das allein das ganze geschminkte Salonbauerntheater Garghofers und anderer beliebiger Lederhosenjäger über den Haufen wirft. Hier ist das Monumentale, eingegraben mit der Lapidarschrift einer aus dem innersten Wesen der Bauern und des Ackerbodens herausgewachsenen Sprache. Keine Silbe zu viel, keine zu wenig, keine Romanverzierung, beinahe brutal in innerer Wahrhaftigkeit. Hier ist Leben und das Leben in seiner Grausamkeit, Alltagstragik, die in ihrer Größe nicht weniger, ja vielleicht mehr erschüttert, als die in Zamben gebrachte Schicksalstragik heroischer Gestalten.

Lulu v. Strauß und Torney: Judas, Roman. (Egon Fleischer u. Co., Berlin.) Mit männlicher Kraft hat die Verfasserin hier ebenfalls ein Bauernschicksal gezeichnet, und wie bei Thoma hängt sich an die Hauptgestalt eine unheilvolle Tragik. Aber hier wird nicht ins lebendige Leben der Gegenwartsbauern hineingegriffen, wir werden ins 18. Jahrhundert zurückgeführt. Im Zeitbild dieser „abgelebten“ Dörfler steht die Märtyrergestalt Tönnies Harrelop, der Bauer, der den verlotterten Hof seines trunkfüchtigen Bruders nach dessen Tode mit harter Arbeit und jähem Willen wieder in die Höhe brachte und der den schwelchfüchtigen Bauern doch als Judas gilt. Das Wort Judas breunt ihn wie ein Rainszeichen auf der Stirne, und diese Stirne will sich nicht der ungerechten Verleumdung beugen. Die Bosheit der Raimenchen nagt an dem Ansehen, drückt ihn nieder und martert seine ehrliebe Seele. Immer wieder erhebt er sich im Gefühl seiner Rechtschaffenheit aus Niederlage und Verzweiflung, doch die Niedrigkeit der Feinde ist stärker als seine Kraft. Als in der Kirche niemand mit ihm zu Gottes Tische treten will, geht er hin und erhängt sich. Wie dieser starke Mann an der Gemeinheit zerbrach, wie er ein Einsamer wurde, das hat die Verfasserin mit meisterlicher Charakterisierungskunst geschildert. Schollengeruch weht aus ihrem Buche. Auch sie hat die markige Gestaltung und Wucht, wo sie Eindrücke vermitteln will, und wo bei Thoma beinahe nüchterne Objektivität steht (die seine Geschichten nach dem Monumentalen hinführen läßt), erwächst bei der niederländischen Autorin das Dichterische in anderem Sinne, das großzügig Natur und Mensch umfaßt. Aber der hervorsteckendste Zug dieser neuen Bauerngeschichte Judas ist ihre innere Wahrhaftigkeit.

Rudolf Presber: Die bunte Kuh, humoristischer Roman. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.) Die Geschichte des Hans im Glück, des Sonntagskindes mit all' ihren wunderlichen Unmöglichkeiten und romantischen Luftbrängen ist ein beliebter Stoff. Presber vermischt ihn mit dem Großstadroman. Er bringt die spezifische Note des Humoristen mit und möchte den stehhaften Typ des rührigen Eindringlings aus der Provinz, der mit unverbauten Muskeln und Nerven sich „Berlin erobert“, proklamieren. Damit erobert sich der blonde heftige Landfarrersohn mit der griechischen Rase Berlin? Natürlich mit einem Theaterstück. Dem Presber ist „voll und ganz“ Literat, und Angehörige dieser Gilde sehen nun einmal in der Literatur den Hebel der Welt und des Glückes. Diese ganz in diese Sphäre der Papiernischen verlebten Dichter haben nichts von den großen Nordländern gelernt, deren Blick über den kleinen Bezirk der Kunstmacherei längst hinausgeweht. So ist Die bunte Kuh (frei nach Klebsche, der so die große wimmelnde Stadt benannte) nur ein Koldosofop voll kribbelnder, farbiger Figuren; das Berliner Leben trägt die Aufschriften: Duell im Grunewald; Literaturcafé; Beerdingung; Warenhaus; spirituelle Sitzung; Zingel-Tangel; Friedrich-straßenkathlene; Kempinski; Privatbelebivinstitut und die Hauptfache: Premiere usw. usw. Alles bekanntes Romanllisches. Dieser will Presber gar nicht dringen. Aber er hat die „Munterkeit des Stils“ und eine hübsche Ironie, die Dinge zu betrachten, so daß, namentlich für den Provinzmenschen, die bunte Kuh ein amüsantes Bilderbuch von Berlin sein kann.

Ottomar Enling: Romm Lebensknecht (Primo Cassire, Berlin). Dieser Roman spielt im Schleswig-Holsteinischen, und aus seinen Begebenheiten steigt auch die kleine Stadt herauf und bekommt ein Angesicht. Und in diesem Angesicht steht Lächeln und Schmerz, Humor und Trauer, Politisches, Gesellschaftliches, Menschliches zu lesen. Und doch, wie verschieden diese Behandlung eines Stadt- und Lebensromans vom Berliner Roman. Freilich in diesem stillen Orte Vordersby, der mit Moor und Heide verwachsen ist, gibt es kein eigentliches Kunstleben und darum auch nicht die Literatencafés, die Theaterkreise und die große Gilde der sogenannten Künstler. Aber wir sind überzeugt, auch wenn sich dort eine Bohème fände, der Verfasser würde sie doch nicht in den Mittelpunkt gestellt haben. Er sieht anderes, das ihm wichtiger erscheint; er ist einer von den Autoren, die nicht im Papiernen Leben und denen „Literatur und Verwandtes“ das Höchste bedeutet. Mit einem Worte, er rückt näher an das Leben heran, das noch andere Aufgaben und Ziele kennt als ein Drama schreiben, eine Leinwand bemalen oder tonkünstlerisch. Wir wollen beiseite nicht in Kunstverachtung machen, indessen dieses Blähen der Bernegroße, diese Wichtigtuerei und Wichtigtuahme der Stoffeauskunft und was mit ihr auch im weiblichen Teil zusammenhängt — es ist an der Zeit, daß unsere Romanschreiber sich davon und wertvolleren Themen zuwenden. Nun geschieht zwar auch bei Enling nichts Außergewöhnliches oder Höheres; ein kleines Menschenleben mit seinen Irren und Wirren, seinen Kämpfen und seiner Einsamkeit am Schluß wird aufgezeigt, und doch wurzelt alles in jener Sphäre, die ich im Gegenatz zum Papiernen das Lebendige Leben nennen möchte. Was verschlägt, daß es eine

Kleinbürgerwelt ist, die der Autor in liebevoller Beobachtung mit der feinsinnigsten Feder eines Hermann Bang zeichnet, in ihrem Dünkel und ihrer Naivität, in ihrem Ehrgeiz und ihrem Winkelglück. Diese Hofsteiner Bürger, ihre gefühlvollen Bürgerinnen sind angeschlossen an das Allgemeine, an das Menschentum. Das Schönste gibt der Verfasser im Lebens- und Entwicklungsgang seines Romm Lebensknecht, für den sein Namen zum Omen wurde in den Szenen mit seiner Mutter Dorette, der Frau mit dem fröhlichen Herzen, deren lebenswürdiges Gefühl ihre treue Liebe zum Sohn und ihr tüchtige Natur nicht berührt. Schade, daß diese „mondwilde“ und doch erquickend frische Frau der Autor so bald verschwinden läßt. Die Charakteristik Romms, der es mit eiserner Energie bis zum Bürgermeister bringt, dem äußerlich der Erfolg zur Seite steht und der doch ein unglücklicher Mann bleibt, ein Einsamer, weil er selbst nicht vermochte, mit seiner kalten Seele in einer Zweifamkeit aufzugehen, zeugt von einer feinen Psychologie und der geschmackvolle Stil des Buches gibt der Geschichte noch einen besonderen Reiz.

Wilhelm Raabe: Altershausen. (Otto Janke, Berlin.) Ein Nachlasswerk, im Auftrage der Familie herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Paul Wasserfall. Eigentlich ein Fragment. Noch einmal überblickt der Alte sein Leben, kehrt noch einmal ein bei seiner Jugend, unterhält sich mit dem Kuchneider in seiner Kinderstube und mit Ludchen, dem vertrottelten Spielkameraden. Alle Vorzüge Raabescher Kunst sind hier nur wie hinter Nebeln fühlbar. Altershausen — da zittert die Schrift, da schwanen die Gedanken, da ist man müde. Und der Dichter legte nach der anstrengenden Niederschrift dieser Gefühle, Eindrücke und Erlebnisse des Alters auch die Feder müde aus der Hand. Ein jemand kam und kommentierte, was der Alte angefangen hatte und nicht vollenden konnte. Brauchten wir, die wir Raabe kennen und lieben, noch dieses schmerzliche Buch? Eines zeigt es allerdings auch trotz seiner Bräutigamkeit: das liebevolle Umfassen der kleinen Dinge und die große Güte, die dem Dichter die Enge weitete und einen Glanz über seine Alltagsgeschichten legte. Noch einmal wird das Poetische hier fühlbar, das in der behaglichen Breite und Winkelgassenenge seiner Romane wie warmer Herbstsonnenschein schimmerte. J. V.

Das Idealkleid.

Eine neue Methode der Kleideranfertigung.

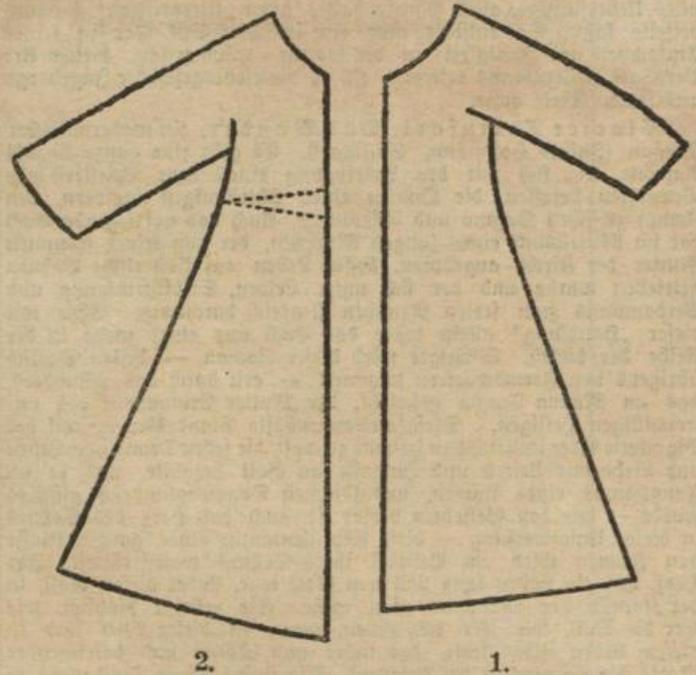
Die sogenannte Reformkleidung ist das Ergebnis eines gefunden Fortschritts. Der törichte Wettlauf der Moden mit seinen ungesundeten Erscheinungen erweckte den Wunsch bei vielen Frauen, ein Kleidmodell zu besitzen, das nicht mehr der Mode unterworfen ist. Ein Kleid, das den hygienischen und künstlerischen Anforderungen entspricht, und dessen Grundform geeignet ist, als bleibende Frauentracht immer mehr Anhängerinnen zu gewinnen. Der Gedanke an eine Verbesserung der Frauenkleidung entsprang einer Notwendigkeit und war daher lebensfähig, er nahm vor zirka zwei Jahrzehnten lebendige Gestalt an als sogenannte Reformkleidung. Aber man konnte nicht sagen, daß die ersten sadartigen Gewänder schön waren! Es war weniger eine Reform der Mode als eine Reform des Kleiderschnittes, und nur in hygienischer Beziehung bedeutete das Kleid eine Verbesserung. Sonst aber war es ein ins Hygienische übersehendes Kleid von — vorgerstern. Es war ebenso schwierig zu schließen wie dieses, und die Verzierung war ebenso wenig sachlich, und schließlich war es ebenso zerstückelt. Der Schnitt war immer noch ein komplizierter und bestand aus vielen Teilen, so daß das Kleid eine größere Zahl von Nähten aufwies. Hierdurch wurde das Kleid verteuert und seine Herstellung erschwert. Auch erforderten die Kleider aus diesem Grunde mehr Material als in den Formen des fertigen Kleides zum Ausdruck kommt, da beim Zuschneiden eine entsprechende Menge Abfall entsteht. Der Grund hierfür war der, daß man mit einfachen Mitteln und wenig Nähten einen guten Sitz des Kleides nicht erzielen konnte. Erst in jüngster Zeit ging man zum einfachen Hemdenschnitt über, und heute hat dieser einfache Schnitt seinen Siegeszug angetreten! Werden doch selbst die kostbarsten Pariser Ueberkleider nach diesem Schnitt gefertigt! Die Grundform (einfacher Hemdenschnitt mit angeschnittenen Ärmeln, einfachstem Verschluss) erreicht eine wirkliche nicht nur vorgetäuschte Vornehmheit. Das Hemdenkleid, das trotz all seiner Knappheit eine geschwungeneren Form als alle Vorgänger hat, unterscheidet sich auch wesentlich von diesen durch das Fehlen komplizierter Garnituren, durch die unverfälschte Wiedergabe der natürlichen Linien des Körpers, durch Einfachheit, Zweckmäßigkeit und durch die innewohnende Sinngemäßheit der ästhetischen Wirkung.

Zu dem Schnitt des Kleides gesellt sich die Farbe, die bei den großen Flächen eine wichtige Rolle spielt. Die naturgemäße Form des Gewandes ist auch am meisten geeignet, der zu starken wie auch der zu schlanken Gestalt eine vorteilhafte Umhüllung zu geben. — Die intelligenteste Arbeiterin findet in dem Hemdenkleid das, was ihrem innersten Wesen entspricht: Sächlichkeit.

Nur einige technische Fehler weist der Hemdenschnitt auf, wodurch die natürlichen Falten am Arm und der enge Rock entsteht. Durch mein Modell werden diese Uebelstände beseitigt. Das verbesserte Reformkleid (siehe Zeichnung) stellt ein mit der geringsten Zahl von Nähten und im einfachsten Zuschnitt bei geringstem

Materialaufwand ausführbares Kleidungsstück dar, das sich der Körperform in natürlicher und hygienischer Weise anpaßt und einen sehr bequemen, in der kürzesten Zeit ohne Schwierigkeit auszuführenden Schluß ermöglicht. Da es kann sogar von lösbaren Verschlüssen bei diesem Kleid überhaupt abgesehen werden, ohne daß der gute Sitz und die Kleidsamkeit beeinträchtigt wird. Diese Ziele werden bei dem in der vorliegenden Zeichnung dargestellten Modell nach meiner Erfindung durch eine Kombination einer Reihe an sich bekannter einzelner Maßnahmen erreicht, die aus der Beschreibung des Modells ersichtlich sind.

Reformkleid, bestehend aus Rock und Bluse in einem Stück.



Beschreibung: Die Zeichnung zeigt in Figur 1 die Hälfte des Vordertheils, in Fig. 2 die Hälfte des Hintertheils des Kleides, und zwar in noch nicht zusammengefügtem Zustand. Wie die Zeichnung erkennen läßt, besteht das Kleid nur aus zwei Teilen. Das Vordertheil ist über Brust und Hüfte etwas breiter und in der Mitte kürzer als das Hintertheil. Das Hintertheil zeigt im Gürtelschluß einen Ausnäher, d. h. eine zusammengenähte Querspalte an, die an der Seite zusammengeht und nach der Mitte breiter wird. Dieser Ausnäher bewirkt den richtigen Sitz des Rockes auf der Rückseite. Ferner ist unter den Armen des angeschnittenen Ärmels vorn und hinten je ein Einschnitt vorgegeben, wobei der vordere etwa parallel der Schulter, der hintere annähernd senkrecht zur Schulterlinie d. h. in der Verlängerung der Seitennaht verläuft. Beim Zusammennähen dieser Einschnitte bildet sich ein dreieckförmiger Winkel in und neben der Achselhöhle, wie an den sogenannten Kimonoblusen. An Nähten weist dieses Kleid lediglich auf beiden Körperseiten je eine vom Rocksaum bis zur Achselhöhle und von da auf der Unterseite des Ärmels fortlaufende Naht auf, während die Oberseite der Ärmel und die Schulter für den Verschluss verfügbar bleibt. Diese kann geknüpft, geschnürt oder auch halb offen getragen werden. Natürlich kann man auch die Oberseite der Ärmel und die eine Schulter zunähen und lediglich die andere Schulter mit unsichtbaren Verschlüssen ausstatten. Auch ist es bei dieser Form des Kleides möglich, jeglichen lösbaren Verschluss zu entbehren und beide Schulter- und Ärmeloberseiten mit zwei fortlaufenden Nähten zu verschließen, wobei dann das An- und Ausziehen des Kleides durch Ueberziehen über den Kopf erfolgt. Hierbei wird der Halsauschnitt so groß gemacht, daß der Kopf hindurch gesteckt werden kann. Abgesehen von den angegebenen Kennzeichen ist die sonstige Ausstattung des Kleides beliebig, insbesondere kann die Form des Ausschnittes eine spitze, edige oder runde, die Form der Ärmel lang oder kurz, eng oder weit, der Besatz und die Ausführung der Nähte eine beliebige sein.

Das Modell bietet den Vorteil, daß man es mit sehr billigen Mitteln und ohne besondere Kunstfertigkeit in kürzester Zeit herstellen kann, so daß es sich auch für Massenanfertigung besonders eignet. Indes kann das Kleid auch in sehr eleganter Ausstattung hergestellt werden, da gerade seine sehr einfache Form einen eigenartigen und reizvollen Eindruck macht.

An Material ist erforderlich: zweimal die Körperlänge — gemessen von der Schulterhöhe bis zur Fußspitze — also zirka 3 Meter von 100 Zentimeter breitem Stoff, eine Gürtelschnur oder Band zur Gürtelung des Kleides unter der Brust, Stickerei oder Besatzstreifen für Hals und Ärmelrand (zirka 1 Meter 70 Zentimeter).

Fertige Schnittmuster in allen Größen gegen Einsendung von 50 Pfennig und 5 Pf. Porto sind durch Lola & a s e, Zehlendorf-Best., Hermannstr. 7, zu beziehen.